

Als Vorwort – ein Traum in der Nacht

Warum ich schreibend ein Leben in der Erinnerung durchgehe und nach so langer Zeit endlich in die Tagebücher meines Mannes eintauche?

Bannt es die grosse Trauer des Verlustes, die Tränen, den hilflosen Schmerz, den vergeblichen Versuch, bei jemand Trost zu suchen?¹

Sind die stillen Stunden des Schreibens das rettende Floss, das Unwiederbringliche und das Unabänderliche zu akzeptieren?

Kann ich in einer würdigen Form der Dankbarkeit Ausdruck verleihen, an einem ausserordentlichen Leben teilgenommen zu haben?

Am Leben eines Menschen, der den Willen und die Überzeugung hatte, dass das Glück in uns liegt, hier und jetzt und »jedes pochende Herz das Wagnis nährt: dass die Leere sich mindere, in der Verlorenheit eine Insel der Geborgenheit sei. Ob der Sinn sich erfülle – es liegt an euch.«²

Zu künden von dem beispielhaften Einsatz, vor allem ein voller Mensch zu sein, sein Leben zu gestalten, um ein Werk von um-

¹ Vgl. Armin Schibler: Texte 1971–1974. Trauermusik, S. 131. Vertont im gleichnamigen Werk Trauermusik für Flöte, Klarinette, Fagott, rituelles Schlagzeug, Sprechstimme und Streichorchester (1974).

² Ebd., S. 132.

fassender Grösse zu schaffen; zu künden von dem grossen Wunder, sich gegenseitig das persönliche Paradies auf Erden zu schaffen, zu künden, dass es keine Utopie ist, die durch der Götter Neid geteilte Kugel von der ursprünglichen Einheit von Mann und Frau im Sinne Platons wieder verschmelzen zu können.

Grosse Worte – ich durfte deren Realität in 39 erfüllten Ehejahren erleben, schönste Zweisamkeit ohne Gewöhnung, immer in spannungsvollem Auf- und Umbruch zu neuen Ufern. Warum gelingt es so selten? Waren wir vom Glück bevorzugte Menschen?

Ein Traum in der Nacht vor Armins Tod: Ich sitze an einer grossen Tafel, vollkommen allein, blendend weisses Tischtuch, schmerzend scharfe Spotlampen, die mich anleuchten, niemand an meiner Seite. Wo ist er? Eifersucht, dorthin kann ich nicht gelangen. Lustlos stochere ich in einem halb leeren Teller mit den ungeliebten gekochten Rüben. Zu meinen Füessen ein wunderschöner, echter Perserteppich, im Nassen liegend. Ein Gedanke durchzuckt mich: Das dürft ihr nicht zulassen. – Erwachend weiss ich, was der Traum mir sagen will. Armin muss mich verlassen, er geht dahin, wohin ich jetzt noch nicht folgen kann: Es ist soweit. In aller Eile mache ich mich bereit, eile das Tobel hinauf, es beginnt zu tagen.

Schwer atmend liegt er erschöpft in seinem Bett, das Schwerste ist vollbracht. Es ging ihm doch besser die letzten Tage, gemeinsam wollten wir auf dem kleinen Balkon unser Mittagessen einnehmen, gemeinsam den Sonntag noch einmal erleben! In meiner Gegenwart beruhigt er sich zusehends, ich wärme seine Hände. Seine Bitte: Musik soll ihn begleiten. Das letzte Wort: »Eisprung«. Ich wähle *Media in vita*¹: »Wir Toten sind grössere Heere, als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere.« Er wendet sein Haupt von mir weg, als wenn er sagen wollte: Lass mich gehen. Ich ziehe ihn noch

¹ *Media in vita*, sinfonisches Oratorium auf 18 Gedichten von C. F. Meyer für 4 Gesangssolisten, gemischten Chor und Sinfonieorchester; Op. 50a, WV 48 (1958/59).

zu mir, doch es gelingt mir nicht mehr. Grosse Ruhe breitet sich aus über uns beide, es muss nichts mehr gesagt werden, wir haben es gelebt. Die Schwester zündet Kerzen an. In allen wichtigen Momenten haben Kerzen bei uns gebrannt. Die Sonntagsmorgen-Glocken der nahen Kirche beginnen zu läuten und vermischen sich mit den Neujahrs-Glocken von Armins Musik: *Media in vita mortui sumus*. Unser gemeinsames Erdenleben ist zu Ende.

»Das Tönende führt dich auf die Spur. Du ahnst, dass hinter jener Ferne, in die sein Blick gerichtet war, ein Unzerstörbares ist, mehr: du weisst jetzt, dass er lebt. Dass sein Wesen nur die Hülle von sich stiess, um heimzukehren in den Ursprung, dorthin, wo alles seinen Anfang nimmt.«¹ Ein grosser Friede breitet sich aus, ich denke: Nun kann dich nichts und niemand mehr verletzen, dein Werk ist getan. Ich muss nie mehr Angst um dich haben. Der Schleier ist zerrissen. Du erwachst aus der Befangenheit im Gegenwärtigen, in der die Sinne uns halten, der Horizont einer anderen Wirklichkeit tut sich auf. – Was du bis anhin erstrebttest, ist plötzlich fragwürdig und bedeutungslos. Der Schein der Dinge, die ameisenhafte Geschäftigkeit täuscht dich länger nicht. – Die Frage, ob wir nicht das Wesentliche verfehlen und die kostbare Zeit vergeuden, die uns geschenkt ist.

Wenn du mich verlässt, Armin, was wird aus mir? Vor wenigen Stunden hat er mir darauf geantwortet: »Ich habe es dir doch gesagt, lies im Tristan nach, ich gehe voran und werde dich rufen. Vous me chassez, beaux Seigneurs, à quoi bon? Je n'ai plus que faire céans, puisque ma dame m'envoie de loin préparer la maison claire que je lui ai promise, la maison de cristal, fleurie de roses, lumineuse au matin quand reluit le soleil ...«²

¹ Armin Schibler: Texte 1971–1974. Trauermusik, S. 131.

² Armin Schibler: Texte 1975–1982. La Folie de Tristan, Musikalisches Mysterium, S. 115.

* * *

Graue Hoffnungslosigkeit umhüllt mich. Was bin denn ich noch? Die Altersgrenze erreicht, mein Beruf mir genommen, das Wesen, dass ich umsorgen und umhegen konnte, ist nicht mehr. Ein Schicksal, wie es Tausende erleben. Und doch bin ich um so Vieles reicher. Einen Schatz hat mir Armin hinterlassen, nur wenige wissen um diesen Reichtum. Eine grosse Verantwortung ist in meine schwachen, ungeübten Hände gelegt, wie soll ich ihr gerecht werden? Trauerarbeit muss geleistet werden, sagt man mir. Tue ich das? Gewiss nicht, indem ich schuldbeladen vor dem TV versinke, um die Zeit hinter mich zu bringen und vor der alles umfassenden Einsamkeit zu fliehen. So hätte er keine Freude an mir.

Ich werde versuchen, mich schreibend zu erinnern, ganz bescheiden, so ist der Erwartungsdruck nicht allzu gross.